

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 18

Artikel: Der Rebenkaspar [Schluss]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang

Zürich, 15. Juni 1931

Heft 18

Mein Fluß.

O Fluß, mein Fluß, im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal,
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebeschauerluft
Und jauchzendem Gesange.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebenen Glieder;
Die Arme hab ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzuggerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um
Und mühest dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher,
Man weiß nicht wen, drum fragen.

Der Himmel, blau und kinderrein,
Worin die Wellen fingen,
Der Himmel ist die Seele dein;
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin
Und kann sie nicht erschwingen!
Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.
— Schwill an, mein Fluß, und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weiseßt schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle.
So frage denn allein dein Glück,
Und wieg auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh;
Nach tausend Irren kehrst du
Zur ewgen Mutterquelle!

Ed. Mörike.

Der Rebenkasper.

Erzählung von Alfred Hugenberg.

(Schluß.)

Es kam nun eine schwere Zeit für mich. Tag für Tag war der Vater mit Drängen und Zureden hinter mir her. Der Vetter schrieb, jedenfalls auf Abrede, einen Brief nach dem andern,

so daß ich vor lauter Studium schier den Verstand verlor und mehrmals auf dem Punkte war, dem Vater alles zu bekennen. Aber jedesmal besann ich mich noch im letzten Augenblick

darauf, daß die Lene dann wohl von heut auf morgen mit Schimpf aus dem Haus müßte und erst recht alles den verkehrten Weg gehen würde.

Schon in der zweiten Woche hatte es mein Vater so weit, daß ich müde war und einlenkte. Der Lenggenberg ist nicht aus der Welt, redete ich mir ein. Wenn ich mich der Lene vor dem Weggehen zu erkennen geben konnte und wenn sie ein ganz klein wenig guten Willen zu mir hatte, so mußten wir über alle Mauern hinweg doch am Ende zusammenkommen.

Ja, mit dem Bekennen! So etwas nimmt man sich leicht vor. Aber das Reden ist eine schwere Sache, wenn einem im rechten Augenblick die Lippen immer gleichsam wie zusammenge wachsen sind. Die Lene hatte auch so ein wunderliches Wesen in jener Zeit. Sie ging mir mit Tun und Reden aus dem Weg und hielt ihre Augen, die sie mir vordem doch hin und wieder auf eine Sekunde geschenkt hatte, absichtlich vor mir verborgen.

Als ich unter der Haustür vom Vater und von den Brüdern trockenen Abschied nahm, stand sie droben an ihrem Kammerfenster. Ich sollte dem Lenggenberg von ihr einen Gruß ausrichten, sagte sie mit gezwungenem Lächeln; sie kam nicht einmal herab, mir die Hand zu geben.

Auf dem Rehlhof in Lenggenberg ließ es sich gar nicht übel sein. Wie ein heimlicher Glanz lag der Hauch des alten unverletzlichen Wohlstandes auf allen Dingen. Alles stand fest und wohl gegründet, und auch die Arbeit tat man mit einer geruhigen Sicherheit, weil man ja auf den Lohn gelassen warten konnte. Der Nagler, der in der letzten Zeit mit den Dienstboten einiges Pech gehabt hatte, zeigte sich über mein Kommen hoch erfreut. Er nannte mich Better, und da ich das Schaffen meiner Lebtag, wenigstens so lang ich die Kraft besaß, als ein Vergnügen betrieb, hatte ich allzeit gut Wetter bei ihm.

Soll ich es sagen? Auch die Annette war etwa gar kein Wust, wie man bei uns so sagt. Besonders am Sonntag, wenn sie hübsch angezogen war. Ein junger Kerl mit gesunden Sinnen konnte dann ganz wohl auf den Gedanken kommen: Maitli, neben dir müßt es sich eigentlich leben lassen. Hätte ich damalen über meinen inwendigen Menschen noch zu befehlen gehabt, ich wäre eineweg am Lenggenberg alt geworden. Ich schäme mich nicht, es zu bekennen, in jenen Tagen hab' ich mein Herz mehr als einmal fest

in die Hände genommen und ihm die vernünftigsten Dinge vorgeredet. Es sei bei näherem Zusehen doch eine einfältige Sache, sein bißchen Menschenverstand zu verlieren wegen eines Dienstmädchens, das einen dazu fast über die Achsel hinweg ansehe. Aber wenn ich mir die Lene tagsüber scheinbar ganz aus dem Sinn getan, so sah ich sie sicher jeden Abend vor dem Einschlafen neben meinem Bette stehen, und ich mußte die Arme nach ihr ausrecken und ihr alles Liebe sagen. Wenn dann Annette am Morgen die zinnerne Kaffeekanne auf den Tisch stellte, gewöhnlich etwas verschudelt und lotterig in den Kleidern, stellte ich Vergleiche an, ärgerte mich über sie, weil sie noch nicht gekämmt und gewaschen war, und über mich, weil ich um derlei Nebendinge nicht herumkommen konnte. Die Lene daheim freilich, die war bei aller Dürftigkeit immer wie frisch aus dem Brunnen heraus.

Am dritten Sonntag hatte ich's endlich mit mir selber im Reinen: noch diesen Abend wollte ich ernsthaft mit Annette reden und dann hinter meine junge Zeit einen dauerhaften Schlußpunkt setzen, den Freunden zulieb und den Neidern zuleid. Aus dem Weg ging sie mir nicht; vielmehr hatte sie mich schon bei mancher Gelegenheit merken lassen, daß das „Ja“ bei ihr wohlfeil wäre.

Nach dem Mittagessen führte mich ein Schlenbergang gegen die Bahnstation hinaus, wo zufällig eben ein Zug einfuhr. Da kam mir unversehens der Einfall: in einer Stunde warst du daheim in Oberreuti...

Ich wollte den Gedanken wegwerfen; aber eine unsichtbare Macht hatte meinen Willen plötzlich unter ihren Zwang genommen: ich zog hastig aus und stieg ohne Karte in den bereits in Bewegung befindlichen Zug. Gewiß, ich mußte meinen Augen den kleinen Gefallen tun! Und, wer weiß? vielleicht mochte dann die Stimme doch recht behalten, die mir in den letzten Tagen immer wieder zugeflüstert hatte: du bild'st dir die Süßigkeiten bloß ein. Wenn du recht hinsiehst, so ist nicht mehr an ihr, als an jeder andern, und du mußt über deine Albernheit lächeln.

Während ich, im rauchigen Wagen sitzend, den Lenggenberg mit seiner schwarzen Waldfappe, mit seinen Höhen und wohlbebauten Hängen langsam an meinen Augen vorbeigleitete, war sonderbarerweise bereits ein ganz neuer Mensch aus mir geworden. Meine Fahrtgenossen, junge und alte, schienen es alle gleich auf

den zweiten Blick aus mir herauszuhaben: aha, da ist einer, der zu seinem Schatz fährt! Und heimlich war ich mit dem reinsten Vergnügen mit ihnen allen einverstanden. Warum sollte ich es mir und ihnen ausreden? ... Die Annette? ... Hatte ich denn bei der etwas verloren? ... Es war mir jetzt, als sei ich ihr nur zufällig einmal auf der Straße begegnet. —

Als ich, so um die zweite Mittagsstunde, daheim in die Stube trat, saß mein Bruder Konrad allein auf der Fensterbank und studierte. Sowie er meiner ansichtig wurde, fuhr er auf und kam scharf auf mich zu, er vergaß in der Aufregung sogar das Grüßen.

„Du! Was das bei uns für Sachen gibt! Sachen, sag' ich dir! ...“

Er zog mich in die Nebestube hinüber und vergewisserte sich da zuerst am Fenster, ob niemand um die Wege sei. Dann berichtete er mir im Flüsterton, hastig, ohne rechten Zusammenhang: „Denk: wieder heiraten will er! Das Veni! — Ob sie schon ja gesagt hat, das weiß ich nicht; aber heute Abend soll's auskommen. Die Base von Lenggenberg ist seit drei Tagen da, die bringt's sicher fertig! Du darfst aber ja nichts merken lassen, sonst hab' ich dann eine andere Sendung auf dem Hals! — Eine Frau, auch wenn sie nichts habe, sei immer noch rentabler als eine Magd, hat er gesagt.“

Mir war, als hätte er mir einen schweren Stein an den Kopf geworfen. Ich wußte jetzt, warum mich der Vater um alles hatte aus dem Hause haben wollen. Nicht meinem Glück zulieb, nein! Natürlich! Er war ja erst einige Jahre über die Vierzig hinaus. Ich mußte unwillkürlich mit der Hand an meinen dummen Schädel greifen.

Wie erschlagen setzte ich mich auf einen Stuhl und versuchte nachzudenken.

Wenn ich jetzt gleich wieder wegginge? ... Wenn ich mir nichts mehr gelten ließ von allem? ...

Aber dann dachte ich an ihre Augen, und mein Blut wallte plötzlich siedend auf, so daß es mir fast den Atem benahm. Es kam doch zuerst auf sie an! Und er hatte mich hinterlistig betrogen! —

Ich mußte mir Gewalt antun, um mich meinem Bruder nicht zu verraten. Ob die Vene im Haus sei, fragte ich ihn nach einer Weile unsicher. Dann fuhr ich auf, ohne seinen Bescheid abzuwarten, und fragte ihn nochmals bestimmter.

Er wußte weiter nichts, als daß sie nach dem Essen gegen Niederreuti hinausgegangen sei. Mit den Mädchen habe die wenig Gemeinschaft. Gewöhnlich hocke sie am Sonntag im Nebhäuschen an der Halde.

Raum eine Viertelstunde später stieg ich klopfenden Herzens, aber leise wie ein Dieb, den mir wohlvertrauten Nebensteig hinan. Ich vergesse den Gang nie, und wenn ich hundert Jahre alt werde. Es war nicht lang nach Johanni. Verspätete Trauben blühten noch, die Luft war ganz von ihrem süßen Ruch erfüllt.

Hin und wieder stand ich still und dachte heftig nach. Wenn ich die beiden jetzt da oben bei einander fand? Was tat ich dann? Ich wußte es nicht; aber meine Glieder zitterten wie im Fieber.

Während ich langsam auf die Hütte zutrat, wurde deren Tür sachte von innen geöffnet. Die Vene stand vor mir.

Mit einem raschen Blick an ihr vorbei überzeugte ich mich, daß sie allein war. Sie hatte den bösen Blick wohl bemerkt, ihre rotgeweineten Augen füllten sich sogleich wieder mit Tränen. — Da kam ich mir entsetzlich grob und ungerecht vor, ich hätte gleich bei ihr abbitten mögen. Ich nahm sie freundlich bei der Hand: „Kommt hinein, wir wollen jetzt ganz verständig über alles reden.“

Wir setzten uns auf das Bänklein dort an der Ladenwand. Sie tat zuerst gefaßt und schien mir Gehör geben zu wollen. Dann aber wandte sie sich, von einer starken Erregung plötzlich beimestert, mit Heftigkeit von mir weg und stand auf. Sie warf das Sträußchen halbverwelkter Mohnblumen, das sie bis jetzt unbewußt in der Hand gehalten, beiseite und stieß in leidenschaftlicher Aufwallung unter Schluchzen und Weinen die Worte heraus: „Und ich kann es doch nicht tun und wenn ihr mich zehnmal quält, alle miteinander! Geht nur, ich weiß schon, wer Euch hergeschickt hat! Geht, geht!“

Da fiel meine bleierne Unbeholfenheit mit eins von mir ab. „So sieh mich doch an, Vene!“ bat ich, und sie tat mir zögernd den Willen. Ihre Augen waren noch voll Trost und Tränen. Aber sie sahen doch in meine Seele hinein und lasen zum Voraus darinnen, was ich ihr nun mit Furcht und Hoffen hastig bekannte. Und ihr ehrliches Antlitz gab mir den Bescheid, ohne daß ein einziges Wörtlein von ihren Lippen gefallen wäre.

Von dem Augenblick, da wir uns einander zu

erkennen gegeben, saß das Glück wie ein schöner Engel neben uns in der Hütte. Denn unser junges Blut kannte weder Mißtrauen noch Furchten; die schwere Not, die uns zusammengeführt, lag scheinbar weit, weit hinter uns zurück, fast gebannt und bezwungen.

O, wie hab' ich ihr Gutsein, das, ich fühlte es wohl, ganz in ihrer tiefinnersten Seele daheim war, inniglich zu merken bekommen! Die reichen Leute, die gescheiter sind als wir, können sich so etwas vielleicht mit vielen schönen Worten sagen. Aber für uns zwei hätten die Worte, auch wenn sie vergoldet gewesen wären, den rechten Dienst nicht getan. Wir mußten jedes ganz gut, was das andere sagen wollte, und freuten uns der Stille in der Hütte. Der Duft der Rebenblüte kam zu uns herein. O, wie war das jetzt ein reiner, süßer Hauch gegen vorhin! Wie aus einem Paradiesgarten kam er her.

Immer wieder mußten wir uns schier unglaublich in die Augen sehen und konnten noch nicht alles begreifen. Sie bekannte mir, wie sie mich von Anfang an gerne gesehen und immer in Not gewesen, sie könne es vor mir und den anderen nicht genugsam verbergen. Wie es ihr dann schwer gewesen sei bei meinem Fortgehen. Aber alle Hoffnung habe sie erst dann aufgegeben, als ihr mein Vater vor einer Woche vorgekamt, wie ich jetzt mein Glück gemacht hätte und mit der Rehlhofs- tochter schon im Herbst Hochzeit machen würde. Es sei fast ein Wunder, daß sie ihr bißchen Verstand noch behalten habe. Wenn man auch gar so verschupft und verlassen sei und mit keiner sterblichen Seele Rat halten könne.

Darauf zog ich sie noch fester an mich und herzte und küßte sie wie ein kleines Kind. Sie schlang mir einen ihrer herabgefallenen rotblonden Zöpfe um den Hals und lachte mich an und sagte einen alten Liebessegen her:

Ein Band von Gold und Seiden
Bind't uns für Glück und Leiden.
Der Herrgott hat's gesehen,
Rein' Untreu kann geschehen.

Auf einmal fiel jetzt ein weißer Lichtschein in den Dämmertag der Hütte herein. Als ich mich umsah, stand mein Vater in der offenen Tür. Sein Gesicht war von zorniger Überraschung verzerrt, er konnte kein Wort hervorbringen, ob schon sich seine Lippen fortwährend krampfhaft bewegten.

Ich stand auf und sagte, indem ich ihm fest in die Augen sah: „Es ist jetzt also so, daß

Ihr's wißt. Wir sind einig, wir zwei. Da gibt's nichts anderes.“

„Hab' ich dich gefragt?“ stieß er keuchend heraus. „Ich will dir dann sagen, wer Meister ist, und ob so ein...“ Er brach mit einem Ruck ab und tat sich Gewalt an. Er wies mit der Hand nach der offenen Türe und sah mich sicher und befehlend an.

„Da! Ich habe nichts gesehen! Ich will nichts gesehen haben!“

Darauf wandte er sich an Vene, indem er seine Stimme mühsam zur Freundlichkeit zwang.

„Komm du mit mir heim! Es ist alles wie vorher. Du bist nicht schuld!“

Er wollte sie leicht am Arm fassen, aber sie fuhr heftig zurück. „Rührt mich nicht an!“ rief sie grell und scharf. Ein zorniges Feuer sprühte aus ihren Augen, ich konnte sie kaum mehr erkennen.

Eine Sekunde lang sah er sie starren Blickes an. Dann beugte sich sein Kopf, wie wenn ihn eine schwere Hand niederdrücken würde, langsam vornüber. Der große starke Mann fiel ganz in sich zusammen.

Er dauerte mich in diesem Augenblick. Ich hätte ihm gerne helfen mögen, aber mein Wille war Dual und Ohnmacht.

Plötzlich drehte er sich mit einer langsamen Bewegung nach mir um.

„Du kannst machen, daß sie es tut,“ sagte er im unsicheren Tone des Bittenden. „Auf dich kommt es an...“

Ich dachte in diesem Augenblick nicht mehr daran, daß er mich hinterlistig hatte aus dem Weg tun wollen. Es war mein Vater, der vor mir stand. Mein Vater, dessen Wort mir immer Befehl gewesen, und der meine Jugend mitten in eigenen Sorgen und Nöten freundlich und verständig bewacht und beraten hatte. Wie ein Bettler kam er jetzt zu mir. Und ich konnte ihm das Almosen nicht geben, um das er schier fußfällig anhielt. Ich konnte es nicht. Niemals!

Ein leichter Windhauch hatte inzwischen die Hüttentür lautlos zugemacht. Wir drei Menschen standen uns im Halblight des engen Raumes, den der Duft des Weinblustes jetzt mit schier beängstigender Schwüle füllte, als schwere Schatten gegenüber.

Vene war etwas zurückgetreten. Die Arme über der Brust verschränkt, stand sie regungslos wie ein aus Stein gemachtes Bildwerk. Ihr lilienweißer Hals blühte uns beiden entgegen.

Zweimal, dreimal hatte ich das harte Wort



Margueriten.

Phot. F. Ott-Kretschmer, Zürich.

auf den Lippen. Aber immer riß ich es im letzten Augenblick zurück, wenn ich den Vater in seiner Hilflosigkeit vor mir stehen sah.

Vene fand zuerst den Mut, die Stille zu brechen.

„Ihr müßt nicht um mich streiten,“ sagte sie leise, aber ganz ihrer selbst gewiß. „Ich geh euch aus dem Weg, ihr sollt mich nicht gekannt haben. Aber verkaufen und verhandeln könnt ihr mich nicht.“

Hierauf wandte sie sich mit leidenschaftlicher Bewegung an meinen Vater. „Wißt, wenn Ihr mein junges Leben mit dem Zug hättet für Euch erstehlen können, es wäre kein Glück daraus geworden!“

Sie wollte an mir vorbei und hinaus, aber ich hielt sie an der Hand zurück. „Bleib da — du! Uns zwei bringt niemand auseinander!“

Mein Vater stand noch eine Weile gesenkten Kopfes an seinem Platz; dann machte er sich auf die Tür zu und ging, schweigend und ohne sich noch mit einem einzigen Blick nach uns umzusehen. —

Im Anfang waren wir wie betäubt. Wir laufchten, wie er draußen schweren Schrittes abwärts stieg. Dann umschlang sie mich heftig, und wir standen lange, eines dem anderen ohne Worte Mut zusprechend.

Sie weinte leise in sich hinein, und auch auf mir lag das Geschehene als eine schwere Last. Immer noch sah ich meinen Vater vor mir stehen, wie er, von ihren ersten Worten niedergeworfen, klein und arm geworden war.

„Werden wir nun alle unsere Zeit an das denken müssen?“ fragte sie gedrückt, gab sich jedoch alsbald selber die Antwort. „Nein, ich glaube es doch nicht. Mit einem rechten Leben können wir uns vielleicht davon freimachen.“

Dann blickte sie mich an, noch unter Tränen; aber auf ihrem Gesicht leuchtete schon wieder die Zuversicht der reinen Jugend. „Laß es dir nicht zu schwer werden,“ bat sie eindringlich. „Wir sind jetzt doch unser zwei. Und ich will dir helfen, mit liebsein und mit allem, was ich kann.“

*

Sie hat ihr Versprechen treulich gehalten. Nicht bald sind zwei so schwer und so arm zusammengekommen wie wir; und wir haben es doch miteinander zu einem festen Haus und zu Ehren gebracht.

Noch vier lange Jahre haben wir mit Geiraten zugewartet und uns ein schönes Geldlein erdient. In dieser Hütte sind wir je und je

zusammengekommen. Das sind unsere Festtage gewesen, da haben wir uns immer wieder zu dem langen Ausharren Mut und Freudigkeit geholt. Wir haben es nicht zu ersorgen gebraucht, daß uns mein Vater aus unserem heimlichen Schlupf und Nest verweisen würde, denn der hat sein Gut in Oberreuti wenige Wochen nach jenem schweren Abend den Händlern verkauft und ist wieder ins Unterland hinabgezogen, in seine Heimatgemeinde. Erst spät, in seinen älteren Tagen, hat er mir verziehen und ist wieder recht zu mir geworden.

Als ich, des Dienens müde, den Mut fand, das verlotterte Neuhöflein in Niederreuti zu kaufen, haben mir manche das Los übel gelegt. Es war just eine Zeit, da der Weinstock in dieser Gegend, wie immer nach einigen Fehljahren, in Ungnade gefallen war. Uns Reuten dachte man damals noch nicht; aber viele Bauern verkauften ihr Rebland unter dem rechten Preis. Da setzte ich auf diese mißachtete Karte und kaufte Reben. Und es schlug mir zum Guten aus.

Mit der Sommerhalbe habe ich den Anfang gemacht. Das war nicht der kleinste Tag in meinem Leben, als ich das erstemal mit meiner Frau da in dieser Hütte als in unserem unantastbaren Eigentum zu Mittag gegessen! Ich kann Euch sagen, da haben uns Brot und Käse als wie Gefotenes und Gebratenes geschmeckt. Fast wie Kinder haben wir uns zusammen gefreut und wie Kinder alle Sorgen von uns getan.

Sie sind ja dann wieder gekommen, wir haben manche böse Schlacht mit ihnen geschlagen, bevor die großen Weinjahre uns über das Arge hinweghalfen. Aber meine Frau Vene ist stark gewesen in der Kunst, allem unguten Wesen den Stachel abzubreaken. Sie wußte aus der härtesten Nuß einen süßen Kern herauszuschälen und das Leben mit allerlei kleinen Festzeiten zu schmücken.

„Man darf die Seele nicht die ganze Zeit unter Not und Mühsal zugebedt lassen,“ sagte sie. „Man muß ihr immer wieder einmal das Werktagskleid abtun und sich mit ihr in die Sonne setzen.“

So oft wir an schönen Sonntagen mit den Kindern nach Steinbrunn hinüber zur Kirche gingen, stiegen wir auf dem Heimweg noch da zur Hütte hinauf und taten uns gut mit Plaudern von vergangenen Zeiten und Dingen. „Jetzt ist's mir just, als seien wir in z w e i

Kirchen gewesen," pflegte sie nachher zu sagen.

Der Alte brach die Erzählung mit einem schweren Atemzuge ab und sah eine Weile in Gedanken vor sich hin.

"Ja, es sollte mehr solcher Frauen geben im Land, wie die Vene eine gewesen ist," sagte er dann, halb zu sich selber, halb zu mir gewendet. "Dann würden unsere Bauernbuben nicht an gelben Kornäckern vorbei in die Fabriken laufen, wo ihre Augen und Seelen blind werden für das Morgenrot und für das Grün der Frühlingswiesen. Sie würden nicht vor dem Geld hergeschneiderter Fremdlinge unter lackierten Gasthostüren den Ratzbeutel machen. Und unsere schönen Nebengelände wären unverfehrt geblieben, wenn es auch galt, ein paar Jährchen ohne Lohn darin zu schaffen..."

Auf dem Heimweg hielten der Kasper und ich noch eine kurze Einklehr im „Hirschen“. Während die Bauern fleißig über die leztjährige Sauerbrühe schimpften, war der Alte der Meinung, der Jahrgang habe sich noch ganz leidlich angelassen. Und was noch wichtiger sei, dem gutausgereiften Traubenholz habe der strenge Winter nicht das Geringste anhaben können. Aber die anderen sahen einander bei seinen Reden verstohlen an und lächelten dazu. „Er ist halt noch beim alten Geld auf die Welt gekommen," hörte ich einen zu seinem Nachbar sagen.

Noch in derselben Woche ließ der Neuhofer die Reben an der Sommerhalde durch zwei Tagelöhner niederlegen; es war der letzte Weinberg, der in der Gegend noch übrig geblieben war. Der Kasper wußte darum, aber er ließ nichts merken. Das Rebhäuschen hatte man zwar vorläufig verschont. Dennoch vermied es der Alte die längste Zeit, nach ihm zu sehen.

Erst nach der Heuernte, als auf dem gerodeten Land schon die Kartoffeln in Blüte standen, brachte ich ihn einmal dazu, mit mir hinaus-

zugehen. Er sah die weiß und bläulich schimmernde Halde hinauf und freute sich sichtlich über den guten Stand des Feldes. „So etwas ist auch schön," sagte er ohne jede Bitternis.

Plötzlich nahm er wahr, daß sich zwischen den saftiggrünen Stauden, die schon fast den ganzen Boden deckten, ein paar Rebschosse, armjelige Wurzelaußschläge, ans Licht drängten, worauf er erschrocken einen Schritt zurücktrat.

„Habt Ihr gesehen? Die Reben sind noch nicht tot!" sagte er, heftig erregt. Er warf noch einen knappen Blick nach der Hütte hinauf, dann wandte er sich heimzu.

Als es auf Johanni ging, bemerkte ich, daß der Alte öfter als sonst das Wetterglas um Rat anging und allabendlich nach dem Stand des Gewölkes ausschaute. Eines Morgens stand er, sonntäglich angezogen, im Hofe. Er wolle jetzt nach Borauen hinab walzen, sagte er ausgeräumt. Ein rechter Weinbauer müsse doch jedes Jahr einmal Traubenblust riechen, das sei ihm eine Seelenspeise. Der Neuhofer wollte ihm ein Fuhrwerk mitgeben, aber er schlug es bestimmt ab. Das Gehen mache ihm keine Beschwerde, und er habe da mehr Genuß von den Äckern und von dem, was es so auf beiden Seiten der Straße zu sehen gebe.

Gegen Mittag kam Bericht, man müsse den Alten im Schönnengrund abholen. Er habe eine Schwäche bekommen. Der Neuhofer brach sogleich mit dem Rennwagen auf, doch er brachte am Abend einen Toten mit nach Hause.

Der Zimmermann Erb mußte dem Kasper, seinem letzten Wunsch gemäß, aus den Brettern der Sommerhaldenhütte die stille Ruhestatt herrichten. Und ich ließ mich den Weg nach Borauen hinab nicht reuen, um dem lieben Alten ein paar frische Schosse mit Traubenblüten als letztes Angebinde mit in den Sarg zu geben.

Einem Armen.

Willst du nach Brot in fremde Täler ziehen?
In deines Herzens Angst die Heimat fliehen?
Mit Weib und Kind fort auf der falschen See?
Auswandern, ach, es ist das herbste Weh!
Wohl längst befrachtet steht der Leiterwagen,
Wohl steht geschirrt der Klepper vor dem Haus,
Doch können sie dein Hütklein weitertragen?
Und gibt das Grab die Teuern dir heraus?
Erinnerung an deinen Jugendtraum
Umgaukelt dich, ein heller Sommerfaden,
Und hängt sich hier an deinen liebsten Baum

Und dort an deinen besten Kameraden.
Wenn gar zuletzt dein quälend Auge schaut
Das Nest im Turm, vom Klappersfornch gebaut,
Der scheiden muß im Herbst, ja scheiden,
Doch stets mit überstürztem Flügelschlag
Gezogen kommt am ersten milden Tag,
In treuer Brust des Heimwehs holbe Leiden:
Dann geht wie Kirchenfang und Orgelson
Durch dein Gebein ein tiefes Selbsterbarmen,
Und wieder hält den halbverlorenen Sohn,
Und doppelt fest, die Heimat in den Armen.

Karl Beck.